

(Nachdruck verboten.)

241

Esther Waters.

Roman von George Moore.

In Cumberland Place wurde Esther von einer alten Dame empfangen, die ihr sagte, sie wollte gewiß über keine ein hartes Urteil fällen und würde auf keinen Mitmenschen Steine, aber es sei ihr Princip, nur vertrauten Personen Einführungsbriefe zu geben. Das Zimmer war warm und die Luft herrlich parfümiert. Die Dame saß in einem behaglichen Lehnstuhl am Kaminfeuer. Esther hätte sich am liebsten ohne weiteres zurückgezogen, aber die Dame, obwohl sie ihren Principien treu blieb, schien sich immerhin für Esthers Geschichte zu interessieren und stellte Frage auf Frage an das Mädchen.

„Ich weiß nicht, wie diese Geschichte Sie interessieren kann, da Sie mir doch keinen Brief geben wollen,“ sagte Esther endlich.

In dem zweiten Hause war die Dame ausgegangen; aber da man sie bald zurückwartete, ersuchte das Hausmädchen Esther, in dem Entree zu warten. Als aber Esther sich weigerte, der neugierigen Person ihre Geschichte zu erzählen, nannte diese sie ein hochmütiges Frauenzimmer, der ganz recht geschähen wäre, und erklärte ihr, sie solle lieber nicht warten, sondern machen, daß sie hinauskäme.

Am dritten Platz wurde sie von einem Diener empfangen, der darauf bestand, daß sie ihm anvertraue, was sie von seinem Herrn wolle. Dann erst war er so gnädig, nachzusehen, ob sein Herr zu Hause sei. Er kehrte zurück und sagte:

„Mein, der Herr ist vor kurzem ausgegangen. Die beste Zeit, ihn zu finden, ist stets vor zehn Uhr morgens. Kommen Sie nur ruhig wieder,“ sagte der Diener, „für Sie wird er schon thun, was er kann. Das thut er für hübsche Frauenzimmer immer. Wie ist Ihnen denn dies Unglück passiert?“

„Was geht denn das Sie an? Ist es vielleicht Ihre Sache?“

„Na, Sie brauchen doch nicht gleich so grob zu werden.“

In diesem Augenblick trat der Herr des Hauses ein. Er bat Esther, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Es war ein großer, schlanker Mann von drei- oder vierunddreißig Jahren, mit hellen Augen und Haaren; und seine Stimme sowie sein Wesen schienen sehr gütig. Esther jedoch schämte sich; sie wünschte, sie hätte lieber mit seiner Mutter sprechen können, anstatt mit ihm. Sie schien ihm sehr leid zu thun, und er bedauerte sehr, daß er schon alle seine Visette vergeben habe. Dann fiel ihm plötzlich etwas ein, und er schrieb ihr einen Brief an einen seiner Freunde, einen Bankier.

„Dieser Herr,“ sagte er, „ist auch ein Subskribent des Hospitals und wird Ihnen den gewünschten Brief sicherlich geben können.“

Er richtete noch ein paar freundliche Worte an Esther und wünschte ihr, daß sie die Sache gut überstehen möchte. —

Der Besuch in diesem Hause hatte Esther ein klein wenig getröstet, und die gütigen Augen des Herrn blieben in ihrem Gedächtnis haften, während sie langsam, des öfteren nach dem Wege fragend, zurückging nach Marble Arch, und von dort die lange Baywater Road hinunter blickte. Einige Laternen waren schon angezündet worden, und die großen, hohen Häuser sahen in dem halben Dämmerlicht fast noch größer und drohender aus. Esther betrachtete die Riesenstadt, die in der blässen Dämmerung fast geisterhaft aussah; und etwas wie Empfanglichkeit für die Poesie dieser Stunde schienen sich plötzlich in ihre Seele hineinzufühlen, denn sie wandte ihre Schritte dem Park zu, um durch ihn hindurch weiter zu gehen. Ein kühler Wind hatte sich erhoben; mit dem Abend war noch einmal der Winter zurückgekehrt; aber in den Zweigen der Bäume war doch ein instinktives Frühlingsgefühl hängen geblieben. Der reine, süße Duft der Hyazinthen erfüllte die Luft, und die zahlreichen Liebespaare, die Arm in Arm auf den Bänken saßen, gehörten ausnahmslos zu Esthers Gesellschaftsklasse. Am liebsten hätte sie all diese armen Mädchen zu sich herangerufen und hätte ihnen ihre eigne, traurige Geschichte erzählt, um sie vor ihrem Unglück zu warnen, bevor es zu spät war.

XVI.

Nur noch drei Wochen lagen jetzt zwischen ihr und dem gefürchteten Tage.

Sie hatte gehofft, diese Zeit bei ihrer Mutter verbringen zu können, welche ihr furchtsam, mutlos und sehr kränklich erschien und des Trostes in Wahrheit bedurfte. Aber es konnte nicht sein. Ihr Vater war einen Tag wie den andern betrunken und verlangte täglich mehr und neues Geld von ihr. Esther hatte jetzt kaum mehr sechs Pfund übrig, und sie fühlte, daß es Zeit für sie war, zu gehen.

Es war nunmehr so weit gekommen, daß sie zweifelte, ob die Kleider auf ihrem Leibe ihr bleiben würden, wenn sie noch länger hier bliebe.

Mrs. Saunders bestärkte die Tochter in dem Vorsatz, zu gehen, und Esther wäre leichten Herzens davongezogen, hätte sie nicht für ihre Mutter gefürchtet.

„Ich habe Furcht, Dich zu verlassen, Mutter; es ist so eine Stimme in mir, die mir sagt, ich sollte bei Dir bleiben. Es ist schrecklich, daß ich mich jetzt gerade von Dir trennen soll; ich wünschte, Du könntest mitkommen nach dem Hospital; da wärst Du tausendmal besser aufgehoben als hier zu Hause.“

„Ich weiß es, Liebchen, ich weiß es, aber was nützt es, darüber zu reden? Das macht die Sache nur noch schwerer; Du weißt ja, daß ich nicht fort kann. Es ist, wie Du sagst, es ist furchtbar schwer“ — und Mrs. Saunders hielt die Schürze an die Augen und weinte leise vor sich hin. — „Aber Du bist immer mein gutes Kind gewesen, nie hat's ein besseres gegeben; seit Dein armer Vater tot ist, bist Du mein einziger Trost gewesen.“

„Weine nur nicht, Mutter,“ sagte Esther, „Gott wird uns alle beide beschützen und wir werden füreinander beten. In einem Monat von heute sind wir beide wieder ganz wohl und munter, und Du wirst mein Baby im Arme halten und es segnen. An diesen Augenblick werd' ich die ganze Zeit über denken, bis wir uns wiedersehen.“

„Ich hoffe es, o, ich hoffe es, aber ich bin voller Furcht. Ich habe so eine Ahnung, als ob wir einander nie wiedersehen werden!“

„O, liebe Mutter, so mußt Du nicht reden, sonst bricht mein Herz.“

Die Droschke, welche Esther nach dem Hause führte, in dem sie ein möbliertes Zimmer gemietet hatte, kostete eine halbe Krone. Und diese furchtbare Geldverschwendung erschreckte ihre sparsame Natur, die von Generationen arbeitsamer, sparsamer Menschen ererbt war.

„Nun aber ist's zu Ende mit der Geldverschwendung!“ dachte sie, als sie in ihrem kleinen Zimmer saß, in einem kleinen Hause in der Nähe des Hospitals, in welchem eine alte Frau, deren Sohn Ziegelarbeiter war, Zimmer vermietete.

Es verging eine Woche; dann, eines Nachmittags, während Esther allein in ihrem Zimmer saß, überkam sie plötzlich ein furchtbarer Schreck; es schien ihr, als ob ihr Herz aufgehört zu schlagen; ein schneidender Schmerz durchzuckte sie zwischen den Schultern und im Rücken, und einige Minuten saß sie da, unfähig, sich zu regen. Sie wußte nun, daß ihre Stunde gekommen sei, und als die Schmerzen aufgehört hatten, ging sie hinab in die Küche, um sich bei Mrs. Jones Rat zu holen.

„Soll ich nicht lieber gleich nach dem Hospital gehen, Mrs. Jones?“

„Noch nicht, Liebchen, noch nicht; das sind erst die ersten Schmerzen; wir wollen mal erst abwarten, wie es Ihnen in ein paar Stunden geht.“

„Ein paar Stunden? Wird es so lange dauern?“

„Wenn es bis Mitternacht zu Ende ist, können Sie von Glück sagen. Ich habe es schon viel länger aushalten müssen.“

„Kann ich — darf ich hier bei Ihnen in der Küche bleiben? Ich habe solche Angst, wenn ich allein bin.“

„Gewiß, bleiben Sie nur hier, ich werde Ihnen eine Tasse Thee machen.“

„Nein, ich kann nichts trinken, o, das ist schrecklich!“ rief sie, und sie ging hin und her in der Küche, hielt sich die Seiten und wiegte sich schmerzhaft auf und nieder. Von Zeit zu Zeit hielt Mrs. Jones in ihrer Kocharbeit inne, sah sie an und sagte:

„Ja, ich weiß, wie das thut; das müssen wir Frauen alle durchmachen; es ist unser Los hier auf Erden.“

Um sieben Uhr etwa aber war der Schmerzszug auf Esther's Antlitz so ausgeprägt, und sie hielt sich so krampfhaft an dem Küchentisch fest, daß Mrs. Jones die Würste, die sie eben kochte, niederlegte und sich dem leidenden Mädchen näherte.

„Was? Ist es denn schon so schlimm?“

„D,“ stöhnte Esther, „ich glaube, ich sterbe. Ich kann nicht mehr stehen; einen Stuhl, bitte, geben Sie mir nur einen Stuhl.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu dumm!

Satiriker und Kulturpolitiker haben schlimme Zeiten. Der Satiriker ist nicht mehr gewachsen der Fülle satirischer Thatsachen, die jeder Tag anspricht. Da hilft kein künstliches Worteschärfen, kein phantastisch-greller Einfall mehr, auch der breiendste Teufelswitz verdimmt und schwächt nur den schreienden Hohn des Geschehens selbst. Nicht einmal überreiben lassen sich mehr die Geischnisse, durch satirierende Beziehungen werden ihre Formen nicht grotesker. Der Scharfsinn des Spötters ist entbehrlich geworden. Sogar die bloße gestempelte Bildunterschrift „Kommentar überflüssig“ ist ein verbogenes Ausrufungszeichen, das den Ausruf der Thatsachen inebelt.

Muß der Satiriker den Witz im Stall behalten, so hat auch der Kulturpolitiker nicht mehr die Möglichkeit, durch das Pathos der Anklage, durch die Dialektik der Empörung die natürliche Wucht der Ereignisse zu steigern und dem Bewußtsein der Menschen aufpeitschend einzuprägen. Die Superlative des Wortes reichen nicht mehr heran an die Superlative der Dinge. Die „Besprechung“ der Angelegenheiten tötet nur ihre innere Wirkung. Die Nachricht allein wird zum Nachrichten, jede kritische Zuthat erstickt die Grausamkeit des immanenter Urteils. Zudem vermag keine Geißel mehr die abgestumpften Nerven zu reizen. Wir haben uns an alles gewöhnt, an das Tollste und Audofoveste. Die Dinge erreichen schnell die Grenze, wo sie für die Empfindung nicht mehr überboten werden können. Vorgänge, die vordem ein Jahrzehnt hindurch die Menschen erregten, haben heute nur noch den Wert von Neuigkeiten, die man unter tausend andren flüchtig in der Zeitung liest und vergißt. Vergebens ist das Bemühen der Sehnsüchtigen der Kultur, die Gewissen zu schüren, die Schlafenden wach zu schreiben. Und wirft man die Fackelbrände aufreizender Wahrheit unter sie, so wickeln sie die Fackeln in ihre gutgepolsterten Schlaftröde und zeigen, wie leicht und ungefährlich ihre Flammen erstickt werden können; kaum ein Wollhärchen wird bei der Prozedur verfehrt.

Ah, ich bin des Treibens müde, des Treibens, des An-treibens. Es hilft ja doch alles nichts. Man ac—ac—ac—ac—climati—li—ti—fiert sich! . . .

In so trüben und dumpfen — wenn mich niemand hörte, würde ich sagen — dämlichen Stimmungen, lief ich in den letzten Zeiten umher. Mir gefiel die Welt ganz und gar nicht mehr. Ich pfeife auf eine Evolution der Weltgeschichte, wenn es nur eine Evolution des Blödsinns ist. Da, eines Nachmittags, fiel ein Völlerschuß in meine Schlafheit und Dirre und erschütterte die schweren Wellen meiner Seele, also daß ein warmer, fruchtbarer Regen aufs Gemüt fiel und alle die Wunder und Hoffnungen des Daseins wieder aufblühten. Es war die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die solche Wiedergeburt bewirkte. Der „Vorwärts“ hatte wieder einmal eine seiner üblichen Schwindelereien vollbracht und der Menschheit aufzureden versucht, daß es in diesem Frühjahr Reichstagswahlen geben werde. Da aber kam die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ und verkündete, es sei richtig, daß der Reichskanzler geäußert habe: „Für ein Regierungsdementi zu dumm!“

Zu dumm, also unwahr! — Diese reichskanzlerische Logik rief eine wahre Umwälzung in mir hervor. Eine echte Heilsbotschaft! Der Satz, daß alles, was ist, vernünftig ist, stimmt also auch in der Umdeutung: Alles, was unvernünftig, was zu dumm ist, existiert nicht!

Bisher hatte ich, wenn ich von einer neuen Emanation der herrschenden Politik hörte, als untrüglich kritischen Maßstab mir die Frage vorgelegt: Ist das zu dumm? Und wenn ich die Frage mit voller Sicherheit bejahen konnte, dann schloß ich und hätte mein Haupt für die Richtigkeit auf den Bloß gelegt: Zu dumm, folglich wahr! Credo quia absurdum, der alte religiös wahnsinnige Satz, war mir längst zum Grundsatz aller politischen Erkenntnis geworden: ich glaube nur das, was zu dumm war. Die Wirklichkeit maß ich nur in einer Wahrscheinlichkeitsrechnung des Absurden.

Und nun wurde diese sicherste, freilich auch abscheulichste Gewißheit auf den Kopf gestellt. Dann war ja die ganze Politik der letzten Jahre gar keine Wirklichkeit, alles, was wir als Thatsachen hinnahmen und was uns, weil tief unterhalb der Zeit stehend, niederdrückte

und unfreudig machte, ist niemals geschehen, da es durchweg zu dumm war. Das waren alles nichtswürdige Erfindungen und Verleumdungen des „Vorwärts“, und was wir für die elendeste Geschichte einer reaktionären Epoche hielten, war nur ein böser Traum, den das Centralorgan des Umsturzes um die Menschen gesponnen. Die Luftverpestung waren nur Schwefelwasserstoffgase, welche die roten Wuben tödlich aufsteigen ließen.

Und wenn wir trotzdem an die albernen Märchen glaubten, so trägt einzig und allein die Schuld die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die allzusehr ihr Maß von Vernunft für das Gemeingut der gesamten Staatsbürger hielt und deshalb unterließ, jene wüsten sozialdemokratischen Ausstreunungen jedesmal zu berichtigen, in der irrigen Annahme, sie würden allgemein sofort als zu dumm und folglich als unwahr erkannt werden.

Aber so schlimm und verhängnisvoll die Unterlassungen des Regierungsblattes sind, noch ist es Zeit, die Aufklärung nachzuholen und mindestens für das letzte Jahrzehnt wie durch die „Vorwärts“-Sagen ausgezogen und zum Umsturz getriebenen Massen aufzuklären und zu beweisen, daß sie in ihrer Leichtgläubigkeit Dinge geglaubt haben, die doch „zu dumm“ waren, als daß sie wirklich sein konnten.

An ein paar Beispielen will ich der „Norddeutschen“ zeigen, wie sie dieses dringendste aller Geschäfte zu erledigen hat:

In seinem Bestreben, das Volk gegen die bestehende Ordnung aufzuheben, veröffentlicht der „Vorwärts“ wieder eine seiner Hundstagsphantasien, die er natürlich stets aus bester Quelle bezogen haben will. Er behauptet als neueste Sensation, die Regierung plane eine „Umsturzvorlage“, in der die Kritik der heutigen gesellschaftlichen Institutionen unter Strafe gestellt werden solle, ja sogar die Beleidigung fremder Monarchien, und wäre es nur die von Dahomey, bei Strafe verboten wird. Es lohnt sich nicht, auf diese böswilligen Erfindungen einzugehen, durch die das Publikum in den Glauben versetzt werden soll, als ob die Regierung eines modernen Staates das unantastbare Grundrecht jedes Staatswesens, die absolute Meinungs-freiheit verletzen könnte. „Für ein Regierungsdementi zu dumm“, soll der Reichskanzler zu der Nachricht geäußert haben. Wir sind in der Lage, dieses Wort bestätigen zu können.

Schon wieder setzt der „Vorwärts“ eine Wildente in die Luft. Diesmal hat er herausgebracht, daß die Regierung demnächst eine „Zuchthaus-Vorlage“ vorlegen wolle, in dem die Ausübung des Koalitionsrechts mit Gefängnis, ja mit Zuchthausstrafen verhindert werden soll. Der Zweck der Uebung ist, den deutschen Arbeitern hegerisch einzureden, daß ihr heiliges und einziges Grundrecht, das ihnen im schweren Kampf ums Dasein zur Verfügung steht, von einer brutalen Regierung gestürzt oder genommen werden könnte. „Für ein Regierungsdementi zu dumm“ hat der Reichskanzler gemeint. Es ist aber nichts zu dumm; die bethörten Leser des „Vorwärts“ glauben es doch.

Jeden Tag ein neuer „Vorwärts“-Schwindel! Jetzt will das sozialdemokratische Organ sogar in Erfahrung gebracht haben, daß seitens der politischen Polizei gegen die Regierung intrigiert werde. Sie nennt sogar Namen; einen gewissen, hierorts völlig unbekanntem Kriminalkommissar Lausch und seine phantastischen Hintermänner. Weiter bekundet das Blatt, die Minister beabsichtigen gegen diese Intriguen „in die Öffentlichkeit zu flüchten“. Wer nur ein wenig den Geist der preussischen Beamtenerschaft kennt, wird die Verächtlichkeit des Wortes ermessen, das der erwähnte Minister lachend äußerte, als er von dem Märchen hörte: „Für ein Regierungsdementi zu dumm!“

Der „Vorwärts“ will von wohl informierter Seite erfahren haben, daß die Regierung den traurigen Zwischenfall, daß der deutsche Gesandte in Peking ermordet worden ist, zum Anlaß nehmen will, um ohne weiteres mit gewaltigem militärischen Aufgebot in China einzubringen. Jedes Kind weiß, daß es das erste Gebot des Völkerrechts ist, bevor kriegerische Maßnahmen eingeleitet werden, erst zu versuchen, auf diplomatischem Wege Genugthuung zu verlangen. Auch diese Verleumdung kennzeichnet sich also auf den ersten Augenblick als „zu dumm“ für ein Regierungsdementi.

In der Verleumdung der deutschen Armee scheidet der „Vorwärts“ vor noch so unsinnigen Verleumdungen nicht zurück. Jetzt behauptet er sogar, daß sein Gewährsmann gesehen habe, daß die in Peking befindlichen astronomischen Instrumente nach Deutschland als Kriegsbeute geführt worden seien. Die Instrumente stehen natürlich wie seit Jahrtausenden in Peking und der Gewährsmann des „Vorwärts“ lebt auf dem Monde; für die Erde ist er „zu dumm!“

Schauererzählungen erzählt der „Vorwärts“ aus einer weislichen Garnison. Dort soll ein verrückter, aber sehr reicher Prinz, unter andern Schandthaten, einen Kameraden an die Wand geworfen haben, ohne daß diese That zu irgend welchen Maßnahmen geführt hätte. Ein preussischer Bientenant, der sich ruhig an die Wand werfen läßt — existiert eben nur in dem phantastischen Hirn eines sozialdemokratischen Blattes. Für ein Regierungsdementi ist die Meldung zu dumm. Jeder blamiert sich so gut wie er kann.

Den bedauerlichen Ausnahmefall, daß ein geisteskranker Prinz bei den Kitzassieren zu Münster einige Zeit sein Unwesen treiben konnte, benutzte der „Vorwärts“ zu ebenso wilden wie unsinnigen Hekereien gegen das „militärische System“. Er fabelt, daß der unglückliche Prinz jetzt gar in die Kolonialverwaltung übernommen worden sei. Die Lächerlichkeit dieser blauen Erfindung konkurriert mit ihrer Bosheit. Mit Recht äußerte der Kolonialdirektor: „Für ein Regierungsdementi zu dumm.“

Vom Militärskandal soll, so hat ein offenbar vom Hitzschlag betroffener Gewährsmann des „Vorwärts“ entdeckt, in der Nähe des Berliner Schlosses eine befestigte Kaserne mit Schießscharten und dergleichen errichtet werden zum Schutz gegen den inneren Feind. Nächstens wird der „Vorwärts“ enthüllen, daß das Brandenburger Thor mit Goldbronze angestrichen wird! Für ein Regierungsdementi sind derartige Geschichten, deren Tendenz freilich um so nichts-würdiger ist, zu dumm.

Als ganz sicher verkündet der „Vorwärts“, der in letzter Zeit besonders in unsinnigen Sensationen schwelgt und durch seinen Reifall von der Fortsetzung seines lächerlichen Handwerks abgehalten werden kann, daß demnächst die preussische Regierung den Polen den Erwerb von Grundeigentum verbieten werde. Damit soll das urteilslose Publikum in die Meinung versetzt werden, als sei die Regierung im stande, die verfassungsmäßigen Grundrechte der Staatsbürger anzutasten. Das könnte dem „Vorwärts“ schon passen, das preussische Minister der Socialdemokratie in der Zerstörung des Eigentumsrechts vorarbeiten. Für jeden verständigen Menschen steht natürlich fest, daß es sich wieder um eine der gewöhnlichen Münch-hauseniaden des „Vorwärts“ handelt, die zu dumm sind, als daß sie von der Regierung dementiert zu werden brauchen.

Der Reichskanzler Graf Bilow soll, so will der „Vorwärts“ zuverlässig erfahren haben, neulich die in Deutschland weilenden russischen Studenten als „Schnorrer und Verschwörer“ beschimpft und ihnen mit der Ausweisung gedroht haben, falls sie sich diese Bezeichnung nicht ruhig gefallen ließen. Jeder, der den Grafen Bilow und seine moderne, humane Gesinnung kennt, weiß, daß niemand ein so tiefes Mitgefühl und so tiefes Verständnis für die unglücklichen Leiden und hochherzigen Bestrebungen dieser jungen Selbsten hat, wie gerade er. Und das Gastrecht ist schließlich doch auch den Wilden heilig. Als man dem Grafen die alberne Verdächtigung hinterbrachte, meinte er verächtlich: „Für ein Regierungsdementi zu dumm“ und setzte seine Kant-Lektüre fort.

Diese und unzählige andre „Vorwärts“-Lügen ähnlicher Qualität wird die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ nun nachträglich dementieren müssen. Es hilft nichts. Die Welt ist durch den „Vorwärts“ schon zu dumm geworden, als daß sie noch zwischen Möglichem und Unmöglichem zu unterscheiden vermöchte. Da muß die „Norddeutsche“ endlich Licht und Wahrheit verbreiten. Oder sollte etwa das „zu dumm“ den Sinn gehabt haben? Es ist zu dumm, daß der „Vorwärts“ unsern Plan vorzeitig veröffentlicht hat und uns dadurch die Absicht durchkreuzt — genial zu handeln? —

Jo.

Kleines feuilleton.

sp. Und dann? . . . Langsam fließt das schwarzgraue Wasser unter den breiten Wogen der langen Steinbrücke hindurch. Nur die hohen, fünfarmigen Standleiter, die sich am Rande des Trottoirs erheben, werfen zitternde Lichtstreifen hinab. Und blickt man den Fluß hinunter, dann taucht es da und dort wie ein gelber Stern auf, und ganz hinten sind's nur noch kleine, helle Pünktchen, die sich zu bewegen scheinen.

Es ist Nacht, und die langen Häuserreihen, welche sich an beiden Ufern entlang ziehen, stehen starr und tot — mit finsternen Augen. Hier noch ein erleuchtetes Fenster und dort; weichschimmernde Gardinen hinter jenen Scheiben, röllliche Stores hinter diesen. Oder ist's eine Ampel, die mit rotem Lichte einen verschwiegene Salon beleuchtet?

Ueber die Brücke wandern vereinzelt Gestalten, hastig die einen, gemächlich die andern. Auch ein Pärchen in heiterer Laune: er mit einem etwas aus der vertikalen Linie geratenen Cylinder, sie mit rauschenden Röden. Er sieht nach der Uhr: „Es ist spät geworden, Schab.“

Sie lacht hell auf: „Was schadt's denn? Morgen — nein: es ist ja schon heute — schlaf' ich bis zwöf.“

„Was machen wir dann?“

„Ja, eben! Darüber hab' ich noch gar nicht nachgedacht. Wart mal,“ sie senkt den Kopf und betrachtet überlegend die glänzenden Schuhspitzen, „dann . . . dann?“

Das Paar verschwindet im Häusergeschatten der Straße und die Brücke ist leer. Nur ein Schuhmann lehnt sich dort drüben, wie träumend, an einen Laternenpfahl. Die Augen sehen verloren vor sich hin; er kämpft mit der Müdigkeit und gähnt. Dann rafft er sich gewaltsam auf und überschreitet langsam die Brücke. Jeder Schritt

ist hörbar. Auf der andern Seite kehrt er zurück, geht über den Fahrdamm zu seinem alten Standort und gähnt von neuem.

Ein Trupp Studenten kommt singend angezogen: „Keinen Tropfen im Becher mehr . . .“

Der Schuhmann richtet sich jäh auf, blinzelt mit den Augen, als wollte er sich ermuntern, und nimmt Haltung und Amtsmiene an: „Bitte um Ruhe, meine Herren.“

Der Gesang geht wie auf Kommando in ein gedämpftes Flüstern über — bis das Ende der Brücke erreicht ist, dann schallt's so laut wie vorher.

Eine Droschke wackelt aus dem Schatten der Straße heraus und rollt über die Brücke. Kutscher und Pferd hängen die Köpfe. Als der Schuhmann das sieht, muß er ganz gewaltig gähnen. Er zieht die Uhr und schüttelt enttäuscht den Kopf. Dann stampft er mit den Füßen einige Male auf der Stelle und nimmt seinen Patronillengang wieder auf. —

„Nach' doch keinen Unsinn, Frißel!“ Die eine der beiden Gestalten, die plötzlich im Lichtkreis der Lampen aufgetaucht sind, und nun am Geländer der Brücke lehnen, packt die andre am Arm. „Du wirst doch nicht!“

Der Angeredete antwortet nicht; er stützt sich breit aufs Geländer und sieht ins Wasser hinein, als horche er auf das leise Klingeln, das an den Pfeilern heraufkommt.

„Du, Frißel!“ Der andre schüttelt ihn. Ein ängstlicher Zug liegt in seinem verschmommenen Gesicht. „Laß doch man. Du rappelst Dir wieder hoch. Und ich auch. Vielleicht finden wir morgen schon was. Siehste, man darf doch nicht gleich den Kopf hängen lassen, wenn man mal teene Pleiße hat und nicht in 'n Ragen. Herrjeh, das is mir schon öfter passiert.“ Er zieht eine Flasche aus dem zerlumpten Rock: „Siehste die? Ich jeh' jetzt mal 'rüber; da drüben is noch 'n Laden offen. Vielleicht spendiert einer 'ne Thranne.“

Der andre giebt sich einen Nuck und schlägt den Arm des Gefährten zurück: „Du mit Deinem verdammten Schnaps!“

„Na, nul' Man sachte!“ Der Angefahrene lacht heiser. „Das is 'n Lebensretter, Dul' Ohne dem wär' ich schon 'n dubendmal ins Wasser sejanen.“ Er zwipft den Kameraden am Ärmel. „Du, hörste?“

„Ja, ja,“ sagt der andre wie geistesabwesend, „jeh' man.“

„Siehste woll!“ Der Gefährte kloppt ihm leise lachend auf die Schulter. „Das ha'm wir alle mal durchjemacht. Und nachher denkste nich mehr dran. — Also bleib' mal da stehn. Ich bin gleich wieder da.“ Und als er einige Schritte gegangen: „Daß Du mir keine Dummeiten machst, Frißel!“

Er hatte sich kaum wieder umgedreht, da gab's einen klatschenden Fall im Wasser . . .

„. . . Frißel — Aber, Frißel — Hüßel Hüßel!“

Der Schuhmann kam im Schnellschritt über den Damm, und es dauerte nicht lange, da war ein großer Menschenhauf da.

„Den Rettungstahn!“ kommandierte der Schuhmann.

Sie liefen die steinerne Treppe hinab, stiegen in das Boot und stiegen ab. Dort, wo das Licht einer Laterne sich im Wasser spiegelte, tauchte ein Kopf auf, ein paar heftig rudernde Arme . . .

Man zog den Lebensmüden ins Boot. „Fritze, Fritze, wie kannst bloß!“ Der Ärmel des zerlumpten Rockes wischte über die Augen, welche ratlos auf den Geretteten sahen.

Fritz lag wie tot. Erst als man ihn am Ufer hatte und allerlei Belebungsversuche mit ihm anstellte, kam er zu sich und starrte gleichgültig in die Menschenmenge, die ihn umstand. Plötzlich richtete er sich auf und sagte: „Wat jeh't Euch denn det an? — Jetzt stehn se da, wie in 'n Zoolog'schen! Vorher hat sich keen Mensch um ein' bekümmert!“

„Ruhig, Mann, ruhig,“ sagte der Schuhmann.

„Der Mann ist wohl in Not?“ fragte ein Herr, nahm seinen Hut in die Hand und ließ ihn herumgehen: „Sammeln wir, meine Herrschaften.“ Der Menschenhauf wurde plötzlich weniger umfangreich; einige entsannen sich jäh, daß sie es recht eilig hätten und den Hut nicht abwarten könnten; die meisten gaben; auch der Schuhmann holte einen Nidel aus der Hosentasche.

Der mitleidige Herr ließ die gesammelten Münzen in den nassen Gut des Geretteten gleiten: „Da,“ sagte er, „für die nächsten Tage wird's reichen.“

Fritz stand da im tiefenden Anzug, mit zitternden Knien, sah in seinen Hut, sah den Herrn mit großen, weit aufgerissenen Augen an und fragte flüsternd: „Und dann, Herr? . . . Und dann? . . .“

ck. Japanische Gartenkünste. Wenn Japan uns immer als das Land der Blumen geschildert wird, so erscheint diese Naturliebe der Japaner in einer sehr anziehenden Studie über die Gärten in Tokio, die Reginald Farrer in „Macmillans Magazine“ veröffentlicht, doch in einem eigenartigen Lichte. Der Japaner liebt nicht die Blumen und den Gartenbau um ihrer selbst willen. Als praktischer Gärtner, um normale Pflanzen normal zum Gedeihen zu bringen, ist er nicht zu gebrauchen. Er vergewaltigt sie, er lennt ihre Wünsche nicht und quält sie zu Tode. Dagegen ist er unübertrefflich, wenn die einfache Natur verdreht oder gequält werden soll. Er liebt nicht die Pflanze, sondern den Effekt, den er mit ihr erzielen kann. Der wahre Gärtner ist der demütige Sklave der Natur, der Japaner ist ihr geringschätziger Tyrann. Daher ist der japanische Garten eher ein Paradies von Steinen als von Blumen; die blühende Pflanze wird nur hingeseht, um den Gegensatz zwischen zwei Felslinien hervorzuheben. Denn wenn ein Garten sich nicht zur Nachahmung einer Landschaft hergeben will, wird er einfach ein Felsgarten, der sich

aber von unserm Alpinum sehr unterscheidet. In einem guten japanischen Garten gewöhnlicher Art sind die Felsen vollkommen in Größe, Form und Anordnung. Runde beschnittene Büsche, die blühen, unterbrechen sie angenehm; aber ihr Pruffstein ist das Verhältnis des Ganzen und die Anordnung der Felsen in der vorgeschriebenen Ordnung. Eine japanische Baumschule ist ein Musterbild. Da stehen in Reihen künstlich zugestutzte Bäume in ihren Fahencubeln. Ihre Vollkommenheit ist ein Wunder der Geduld, und ihre Vollendung erfordert Jahre; manchmal hat ein Mann einem einzigen, kleinen Kirschaum dreißig Jahre seiner Aufmerksamkeit gewidmet. Jede Krümmung, jedes Blatt, jeder Zweig wird in seiner Richtung und seinem Verhältnis nach strengen uralten Grundsätzen geregelt; um in den Augen der Japaner Wert zu haben, muß eine Zwergpflanze sich genau diesen eisernen Regeln anpassen. Die Wirkung ist natürlich außerlesen in ihrer funktvollen und etwas krankhaften Schönheit. Aber sehr viele Zwergpflanzen werden zu niedrigen Preisen verkauft, da ihre Entwicklung nur unvollkommen ist; sie haben etwa eine nicht vorgeschriebene Biegung. Ein ungeübtes Auge sieht freilich nicht den Unterschied zwischen einem vollkommenen, 300 Jahre alten Exemplar von 10 Zoll, das 600 Mark wert ist, und seinem ebenso hohen, 5 Jahre alten Nachbar, das 5 Mark wert hat. Die japanischen Gärten sind wundervoll, auch mit allen diesen „Unvollkommenheiten“. Da sind Kirschaume, Pflaumenbäume, mit Blüten bedeckt, Chimonanthus, Kerria, Magnolien, Azaleen, und zur bestimmten Zeit kommen die richtige Anzahl Blätter an der rechten Stelle und einige richtig geformte Blüten, genau dort, wo sie sein sollen. An diesen kleinen Bäumen findet man keinen Fehler, man hat bei ihrem Anblick ein seltsames Gefühl der Ruhe. Aber der Garten hat noch viele andre Dinge. Außer den Bäumen, die von 3 Zoll bis zu 3 Meter hoch sind, sieht man viele Gebäude, deren Papierwände weggeschoben sind, um die kühlen Matten, den Allovern und das übliche Bild zu zeigen. In dem ganzen Raum ringsherum stehen kleine Beden, die Gärten von verschiedener Größe enthalten, die wie Spielzeuge aussehen. Hier ist ein moosiger Abhang von riesiger Höhe dargestellt, von dem schäumend ein Wasserfall herabstürzt, während verkrüppelte Bäume furchsam aus den Ritzen hervorguden, alles das in einem Beden von 6 zu 8 Zoll. Eine Parkstrecke wird in einem kleinen Topf gezeigt, oder das Auge blickt durch eine Schlucht schroffer Felsen, deren Gipfel in phantastischen Zinnen zum Himmel steigen, und in der Ferne erhebt sich der heilige Fuji über den niederen Hügeln. Dieser Garten ist wenigstens zwei zu ein Fuß groß; der Gipfel des Fuji ist aus weißem, glasierten, irdenen Geschirre. Nicht alle diese kleinen Gärten sind so kunstvoll. Einige enthalten nur einen feuchten, grünen Felsen von seltsamer Form, aus dessen Spalten Gras sproßt, oder sogar nur einen bloßen Stein von besonders begehrtter Form. Dafür werden dann auch 2000 Mark und mehr gezahlt, und der Garten, der nicht die zu seinem Plan genau passende Steinbildung zeigen kann, bleibt jahrelang unvollendet, bis der Fels nach vielem Suchen entdeckt und für vieles Geld gekauft wird. Ein Fuß besonders ist dieser kostbaren Steine wegen berühmt. Diese Spielzeuggärten sind gewöhnlich wie die größeren Nachahmungen einer bestimmten berühmten Landschaft. Aber alles ist so wunderbar gestellt und ausgestattet, daß es schwer sein würde, diesen Garten nicht für das zu nehmen, was er darstellt. Im Frühling ist der Garten draußen voll von lieblichen Dingen. Um den Teich sieht Iris, große Päonien glänzen, und alle Zwergsträucher sind Blütenfülle von etwa ein Fuß Höhe. Aber der Japaner liebt nicht alle Blumen. Keine Blume wird anerkannt, wenn sie nicht den strengen Vorschriften entspricht. An der Spitze der vertworfenen Blumen stehen Rosen und Lilien, die für ziemlich rohe, unrefinierete Erzeugnisse der Natur gehalten werden. Die auserwählten Blumen sind Kirschlilien, Wistaria, Päonien, Weidenblüten, Schwertlilien, Magnolien, Azaleen, Lotus, Pfirsich- und Pflaumenblüten und purpurrote Trichetwinden.

Medizinisches.

en. Der Tod aus Altersschwäche, der vielleicht einmal in einer freilich sicher noch sehr fernen Zukunft, wenn die ärztliche Kunst alle Krankheiten auszuwachen oder zu heilen gelernt hat, die Regel sein wird, erfolgt durch eine Art von Abzehrung der Gewebe und Organe, die mit Veränderungen in den Blutgefäßen und der Verkümmern der blutergussenden Drüsen in Zusammenhang steht. Auch diesem Vorgang läßt sich zweifellos entgegenarbeiten; mit andern Worten: auch der Tod aus Altersschwäche kann noch hinausgeschoben werden. Die hauptsächlichste Bedingung dafür ist die Versorgung der Gewebe und Organe mit gesundem Blut, und damit dies geschehe, müssen wir uns bemühen, gesundes Blut zu erzeugen, indem die Blut- und Lymphgefäße in einem gesunden und kräftigen Zustand erhalten werden. Man kann sagen, daß das Leben in erheblichem Grade von dem Zustand der Organe des Kreislaufes abhängt, einschließlich des Herzens und aller Nerven und Gefäße bis in ihre feinsten Verzweigungen. Namentlich die Lymphgefäße haben im hohen Alter eine große Neigung zur Einstellung ihrer Thätigkeit; unser Bestreben muß darauf gerichtet sein, sie in Arbeit zu erhalten und ihre Entartung durch irgendwelche Veränderungen in den Arterien, wie sie im Alter eintreten, zu verhindern oder doch aufzuschieben. Der triviale Satz, daß Unthätigkeit den Verfall herbeiführt, Thätigkeit das Leben erhält, oder das alte Sprichwort: „Rast' ich, so rost' ich“, findet auch in diesen Einzelfragen volle Bestätigung. Ohne Zweifel hängt damit auch die oft beobachtete Erscheinung zusammen, daß es

mit der Lebenskraft der Menschen rasch zu Ende geht, wenn sie sich aus dem thätigen Leben in die Ruhe zurückziehen und nicht für eine genügende körperliche und geistige Bewegung weiterhin Sorge tragen.

Aus dem Pflanzenleben.

— Die nördliche Verbreitungsgrenze der Stechpalme befindet sich nicht, wie vielfach berichtet wird, in Schleswig-Holstein. Die Stechpalme beansprucht nämlich ein oceanisches, feuchtes und mildes Klima ohne große Temperaturregime; daher kann sie in Gegenden mit strengen Wintern (wie in Sachsen, Thüringen usw.) nur überwintern, wenn sie mit Fichtenreisern überdeckt wird. In Bahus-Län in Schweden wuchs sie früher unter 58 Grad 27 Min. nördlicher Breite wild, ist aber dort nach L. M. Neumann seit 1830 ausgerottet. Nach C. F. Schübeler (Viridarium Norvegicum. Bd. II. Christiania 1888) wächst sie wild an der südöstlichen und westlichen Küste von Norwegen, stellenweise sogar sehr zahlreich. Ihre natürliche nördliche Verbreitungsgrenze findet sie in Europa und wahrscheinlich überhaupt auf der Insel Oma bei Christiansund (63 Grad 7 Min. nördlicher Breite). Angepflanzt kann sie sich gar nicht einmal so weit nördlich halten. Bei Christiania muß sie im Winter sorgfältig bedeckt werden; Schübeler giebt aber S. 413 die Abbildung einer Stechpalme aus dem Garten des Hofes Maarevig auf Stordö (59 Grad 45 Min. nördlicher Breite), welche 14,4 Meter hoch war und deren Stamm am Boden einen Durchmesser von 83,6 Centimeter hatte, sich aber bereits in geringer Höhe in mehrere Äste teilte, so daß die stattliche Krone ein Fenster beschattete und der Baum infolgedessen gefällt wurde. („Globus“).

Humoristisches!

— Die Parvenusgattin in der Küche. „Sagen Sie, Köchin, wie viel Eier soll ich zu dieser Mehlspeise nehmen?“ „Man rechnet für gewöhnlich sechs Stück!“ „Nu' — sind wir gewöhnlich?“ —
— Das Wunderkind. Kritiker: „Könnte ich den kleinen berühmten Virtuosen einmal sprechen?“ Impresario: „Bedauere — der hat grad' Schreibunterricht, weil er demnächst seine Memoiren niederschreiben will!“ —
— Ein gemüthlicher Polizeimann. „Bande, miserable, jebst hör's endlich amal mit der Kauferei auf, damit ich die Verhaftung vornehmen kann!“ — („Fliegende Blätter“).

Notizen.

— Bozena Bradsh ist vom Beginn der nächsten Spielzeit ab für das Thalia-Theater verpflichtet worden. —
— In die Berliner Akademie der Künste sind gewählt worden: der Bildhauer August Gaul, der Architekt Alfred Messel, der Graphiker Albert Krüger und die Maler Oskar Frenzel und Friedrich Kallmorgen. —
— Schachttaufen im Meere. Nach „Iron and Coal Trades Review“ wurde kürzlich ein Schacht an der Küste bei Carriden im Meere selbst angelegt. Der mitten im Wasser stehende Schacht wurde mit Hilfe eines hölzernen Senklastens von 6mal 2,75 Meter durch den weichen Grund bis zum festen guten Ton glücklich niedergebracht. Der an den Ecken mit Eisenwinkeln verstärkte Kasten war mit 900 Doppel-Centner belastet, bis er 7,30 Meter tief einsank. Nach Ausschachtung des innen befindlichen Materials erreichte man den Ton und senkte den Kasten durch diesen noch weitere 9 Meter bis auf den Fels; 5,5 Meter unter dieser Sohle wurde mit der wasserdichten Ausmauerung begonnen und diese bis an die Oberfläche des Wassers in einer Stärke von 60 Centimeter fortgesetzt. Jetzt hat der Schacht eine Tiefe von 46 Metern erreicht; man hofft in einer Tiefe von 110 Metern die drei bekannten Kohlenflöze der Bridgenes Coal Company anzufahren, welche sich vermutlich weitlich unter das Meer erstrecken. —
— Zwei berühmte alte schottische Harfen, die bisher in Familienbesitz waren, kamen unlängst in Edinburg zur Versteigerung. Die eine ist die sogenannte „Harfe der Königin Maria“, die der Maria Stuart gehört haben soll. Sie wurde vom Altertums-Museum in Edinburg für 16 050 Mark ersteigert. Die andre, die sogenannte „Lamont-Harfe“, wurde von einem Antiquitäten-Händler in Edinburg für 10 700 Mark erworben. —
— Ein heller Junge. Von einem Schüler, der seinen Lehrer befehlen will, wird aus einem Dorfe in der Lüneburger Heide geschrieben: Vor einigen Tagen erschien dort der Schulinspektor. Der Lehrer gab gerade Unterricht im Rechnen. Der Schulinspektor hörte eine Zeitlang den Fragen und Antworten zu, nahm sodann ein Stück Kreide und fragte einen kleinen schlachshaarigen Burschen, ob er ihm wohl eine zweifellige Zahl nennen könne. Der Junge nannte die Zahl „86“, der Schulinspektor schrieb 68 an die Tafel. — „So, nun nenne mir noch eine zweifellige Zahl.“ Prompt antwortet der Junge 37, und der Schulinspektor schrieb 73. „Weißt Du noch eine solche?“ — „Ja wohl,“ antwortet grinsend der kleine Bauernbengel, „44“ und, indem der Schulinspektor sich der Tafel zuneigte, rief der Schlachkopf: „So, Du olle Döskopp, nu schriew dat ok noch falsch!“ —